

Lily Brett

Von Mexiko nach Polen

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 3680

Lily Brett macht sich auf eine Reise, die sie von Mexiko nach Polen und zurück in ihre Wahlheimat New York führt, wo sie die Anschläge des 11. September 2001 aus unmittelbarer Nähe erlebt.

Offen und unverstellt schildert sie ihr Leben, ihre Gedanken, Gefühle, ihre Arbeit als Schriftstellerin und stellt wieder ihre unnachahmliche Kunst unter Beweis, schwere Themen in ein leichtes Sprachgewand zu hüllen.

Die persönliche Welt wird in ihrem neuen Buch erschüttert wie in keinem anderen zuvor. Das Apartment, das sie zusammen mit ihrem Mann bewohnt, brennt komplett aus. Als endlich wieder Ordnung einzukehren scheint, bricht der Terrorangriff über Manhattan herein und stellt alles in Frage. »Was zählt? Was zählt wirklich?«

Eine packende Reise zwischen den Welten und eine schonungslose Lebensbefragung der »Spezialistin für Intimität«.

Lily Brett
Von Mexiko nach Polen

Aus dem Englischen von
Melanie Walz

Suhrkamp

Die englische Originalausgabe erschien 2002 unter dem Titel
Between Mexico and Poland
bei Picador, Pan Macmillan Australia Pty Limited.
© Lily Brett 2002



3. Auflage 2023

Erste Auflage 2005
suhrkamp taschenbuch 3680

© 2003 Franz Deuticke Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien-Frankfurt/Main

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
der Franz Deuticke Verlagsgesellschaft m.b.H., Wien-Frankfurt/Main

© Suhrkamp Verlag AG, Berlin

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch
eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining
im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung nach Entwürfen
von hißmann, heilmann, hamburg

Druck: Books on Demand GmbH, Norderstedt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-45680-4

www.suhrkamp.de

Inhalt

Mexiko

9

Das Feuer

105

New York

180

Der Angriff

234

Polen

310

Für David, für David, für David, für David

Meine Liebe zu dir ist das Klarste
An mir, nicht verwischt, nicht vernarbt
Weitgehend unberührt vom Chaos

Seit dreißig Jahren
War ich bemüht
Putzend und scheuernd und wischend

Meine Träume und mein Handeln zu klären
Und ich modulierte Kadenzen und Krächzen
Bereit, zu orchestrieren oder zu lösen.

Mexiko

Zwei Reihen zarte, haarlose, rosafarbene Häute, feucht und glitzernd, hängen von einer Wäscheleine im Hof eines Hauses. Es sind Schweinehäute, frisch abgezogen, und teilweise sehen sie den Schweinen, zu denen sie gehört haben, noch ähnlich.

Sie wurden aufgehängt, damit man das Fett von ihnen schaben kann. Im Wind klatschen sie unbeholfen. Zu sehr mit Körperflüssigkeit belastet, um graziös zu wirken. Sie sehen aus wie Babys. Wie Neugeborene. Aber etwas fehlt. Ich gebe mir Mühe, die Schweinehäute nicht im Geist mit den Körperteilen von Schweinen zu vergleichen.

Später wird man sie zu steifen, blaßbraunen Blättern fritieren, die als Imbiß verzehrt oder zu verschiedenen Speisen verkocht werden. Sie werden nicht im geringsten an die Schweine erinnern, denen sie entstammen. Ich wende den Blick ab.

Ich bin in Mexiko. Ich bin wieder einmal auf dem Weg nach San Miguel de Allende, einem kleinen Ort in den Bergen, 274 Kilometer nördlich von Mexico City im Bundesstaat Guanajuato. Ich bin gekommen, um mich zu erholen. Um mich vom New Yorker Winter zu erholen und von Kleinkram und Ablenkungen meines Alltagslebens. Ich bin für zehn Tage nach San Miguel gekommen, um zu mir zu kommen. Um mir über einen Roman klarzuwerden, an dem ich schreibe.

Ich habe Hunderte von Seiten mit Notizen vollgeschrieben. Ich habe vier Hauptfiguren und Fragmente weiterer Personen. Fragmente von Szenen. Ganze Blöcke von Dialogen und Stücke von Beobachtungen und Meinungen. Ich habe einen Mann im Bus. Er ist vierunddreißig. Er ist sehr

groß und sehr nett. Er hat kurzes, widerspenstig gelocktes, dichtes, kastanienbraunes Haar.

Zu Beginn der zweistündigen Busfahrt erzählt er, daß er nach New York fährt, um sich mit einem ehemaligen Kollegen zu treffen. Einem ehemaligen Arbeitskollegen. Bis zum Ende der Fahrt wird er allen im Bus mitgeteilt haben, daß seine Frau ihn verlassen hat und daß er nach New York fährt, um dort das Wochenende mit seiner neuen Freundin zu verbringen.

Ich weiß, daß er drei Kinder und eine eigene Firma hat, aber ich weiß noch nicht genug über ihn. Oder darüber, welchen Platz er im Leben meiner Hauptfigur einnehmen soll. Sie habe ich. Bis auf weiteres nenne ich sie Pearl. Sie sitzt im selben Bus wie der Mann mit dem kastanienbraunen Haar. Zu verschiedenen Zeitpunkten hieß Pearl Hattie, Heddy oder Rose. Ich habe größere Probleme als Pearls Namen. Ich kann mich nicht entscheiden, ob sie zweiundvierzig oder zweiundfünfzig sein soll. All diese Dinge muß ich entwirren und ordnen. In San Miguel.

Es ist erst halb zwölf Uhr vormittags, aber die Temperatur beträgt bereits über zwanzig Grad Celsius. Das Klima von San Miguel ist fast das ganze Jahr über nahezu ideal – tagsüber warm und sonnig, nachts etwas kühler; im Winter liegen die Temperaturen um die fünfundzwanzig Grad, im Sommer um die dreißig Grad. Der Ort befindet sich 6.400 Fuß über dem Meeresspiegel. Die Luftfeuchtigkeit ist gering, und für meine Haare ist das ausgezeichnet, denn Feuchtigkeit ringelt sie zu drahtigen Spiralen.

Ich bin hier mit dem Mann, mit dem ich zusammenlebe. Ich denke an ihn immer als an den Mann, mit dem ich zusammenlebe. Oder als den Mann, den ich liebe. Nebenbei ist er mein Ehemann. Er liebt Mexiko. Die Menschen, die Kultur, die Landschaft, das Essen. Er liebt alles Mexikanische. Seinetwegen kam ich zum ersten Mal nach Mexiko.

Er wollte unbedingt Mexiko kennenlernen. Oder wenigstens einen Teil von Mexiko. Also fuhren wir hin. Das war vor vier Jahren. Wir landeten in Mexico City. Er trat aus dem Flugzeug, und noch bevor er einen Fuß in den Lärm, das Chaos und die Menschenmengen des Flughafens gesetzt hatte, sprach dieser Australier irischen Ursprungs ein Englisch mit unverkennbar spanischem Akzent.

Sein halbes Dutzend spanischer Begriffe verwendete er ausgesprochen freigebig. »*Buenos dias*«, sagte er zu der Angestellten der Continental Airlines. »Willkommen in Mexico City«, antwortete sie. Es störte ihn nicht. »*Buenos dias*«, begrüßte er den Zollbeamten.

Mir fiel es weniger leicht, mich anzupassen. In Mexico City kam ich gut zurecht. Nun ja, so gut, wie ich irgendwo zurechtkomme, wenn ich die Landessprache nicht spreche. Dann ging es nach San Miguel. Die Busfahrt von Mexico City nach San Miguel raubte mir bereits den letzten Nerv. Die dürre, stoppelige Landschaft. Der Staub. Die Kakteen. Die streunenden Ziegen und Esel.

Alles, was sich dem Blick präsentierte, sah trostlos aus. Wir kamen an Schnellimbissen vorbei, die oft nur aus einer Kochstelle, einem Koch und einem Tisch am Straßenrand bestanden. In kleinen Orten liefen die Kinder barfuß durch den Schmutz. Und rüdische, magere Hunde lagen schlafend im Staub. Wir kamen an verrotteten, notdürftig reparierten Bruchbuden vorbei, an baufälligen, fensterlosen Steingebäuden mit nur einem Raum, in denen zweifellos Menschen wohnten und arbeiteten.

Am Straßenrand saßen Frauen und boten entstachelte Kaktusblätter als Salatgemüse feil. Andere saßen neben Stapeln selbstgemachter Tortillas. Das handgemalte Schild eines Mechanikers, das auf dem verrosteten Chassis eines Schrottautos steckte, versprach erstklassige Reparaturarbeiten für alle Wagentypen.

Was mich verstörte, war die grenzenlose Unordnung. Das Organische, das Architektur und Handel eignete. Vermutlich hatte ich Städte mit Polizeiwachen und Krankenhäusern erwartet. Und mit Verkehrszeichen. Aber nicht Hunde und Esel und Staub. Und Tacos, die am Straßenrand gebacken wurden. Und keinerlei Hygienevorschriften.

Im Bus war die Hölle los, und das, seit wir Mexico City verlassen hatten. Zwei heißblütige Frauen stritten sich offenbar um einen Mann, der im übrigen nicht sonderlich attraktiv war. Jedesmal wenn eine der beiden ihre Kontrahentin übertrumpfte und sich bei ihm einschmeichelte, wurde laut gestöhnt und gejammert und schwer geatmet. Das alles ereignete sich in einem Fernsehgerät vorne im Bus. Die Lautstärke war ohrenbetäubend aufgedreht, damit auch die Passagiere in der letzten Reihe mithören konnten. Fast alle starrten wie gebannt auf den Bildschirm.

Als wir San Miguel erreichten, schien die Jüngere sich den Mann gekapert zu haben. Und mein Kopf schmerzte unerträglich. Am liebsten wäre ich nach New York zurückgeflogen. Aber das konnte ich nicht. Wir hatten unser Loft in Soho untervermietet.

So etwas ist in New York nichts Ungewöhnliches. Das Geld, das man dafür bekommt, ist nicht zu verachten. Wir hatten so etwas noch nie getan. Ich war immer zu ängstlich gewesen. Obwohl ich nicht genau wußte, wovor ich mich fürchtete. Davor, daß Fremde in meinem Bett schliefen? Daß die Wohnung verwüstet wurde? Gegenstände beschädigt wurden? Ich wußte es nicht.

Als eine Freundin, die in einem alten New Yorker Brownstone-Haus voller Antiquitäten im East Village lebt, mir erzählte, daß sie ihr Haus seit sechzehn Jahren jeden Sommer untervermietet, ohne daß auch nur ein Glas zerbrochen wurde, dachte ich mir, das könnten wir auch tun.

Wir würden unser Loft vermieten. Nach Mexiko fahren. Eine neue Kultur erleben. Und arbeiten. Und das Mietgeld würde unseren Kontostand aufbessern.

Wir vermieteten unser Loft für zwei Monate. Den Mietern ließ ich eine Flasche Champagner da. Und ich nahm einen Koffer voll Arbeit nach Mexiko mit. Es war ein kleiner Koffer. Er enthielt Nachschlagewerke und umfangreiche Notizen für meinen Roman. Ich konnte ihn nicht als Gepäck aufgeben. Ich mußte ihn im Flugzeug bei mir haben. Ich konnte ihn nicht aus den Augen lassen. Die Nachschlagewerke hatten mein Arbeitszimmer nur zweimal verlassen: das erstmal, als wir nach New York zogen, und das zweitemal, als wir in das Loft umzogen.

Ich bat meine jüngere Tochter, eine Liste aller Titel und ihrer ISB-Nummern anzulegen für den Fall, daß ich den Koffer verlor. Ich machte Kopien von der Liste und hinterlegte eine Kopie in New York. Der Roman, an dem ich schrieb, spielte in Polen. Ich war kurz zuvor zum wiederholten Mal in Polen gewesen. Und in Auschwitz. Wenige Tage, nachdem ich aus Polen zurückgekommen war, reiste ich nach Mexiko ab.

Wenige Tage, nachdem ich in Polen in leeren Synagogen gegessen hatte und über ungepflegte, überwucherte Friedhöfe gegangen war, befanden wir uns in San Miguel. Für zwei Monate. Ich und der Mann, mit dem ich zusammenlebe. Und zweiunddreißig Bücher über den Holocaust.

Die ersten zwei Wochen in San Miguel war ich wie bekommen. Der Ort war wunderschön. Fast zu schön. Kopfsteingepflasterte hügelige Straßen. Pastellfarben gestrichene Betonhäuser von atemberaubender architektonischer Schlichtheit und Eleganz und Ungeköstlichkeit.

Blaue, gelbe, grüne, ockerfarbene und rosa Häuser. Häuser, die Gedichte hätten sein können. Die Farben zum

genau richtigen Ton gemischt. Keine schrille Note darunter.

Zeitlose Mauern und Türen und Eingänge. Und über diese Mauern und Türen und Eingänge ergossen sich beinahe lachhaft vollkommene Blumen: Bougainvilleen, Jasmin, Rosen, Orangenblüten. Als hätte Gott all das beiläufig farblich abgestimmt, damit es zu dem leuchtend-blauen Himmel und der tiefrotbraunen Erde paßte.

Sogar die mit Holzscheiten oder Milchkannen beladenen Esel schienen genau die richtige Farbe zu haben. Und die Pferde, auf denen man bisweilen mitten in den Laden ritt, waren ästhetisch äußerst ansprechend.

San Miguel war in meinen Augen einer der schönsten Orte, die ich je zu sehen bekommen hatte. Und die Leute waren so freundlich. Aber ich konnte mich nicht daran gewöhnen. Ich konnte mich nicht anpassen. Ich konnte mich nicht entspannen. Die Telefonnummer eines Arztes, der Englisch sprach, lag nachts griffbereit neben meinem Bett. Und ich begann die Tage zu zählen, die ich hier verbringen mußte, bevor ich nach Hause fahren konnte.

In dem pittoresken Ort war immer etwas los. Aktivitäten. Bewegung. Leben. Straßenverkäufer gingen mit ihren Erdbeeren und Erdnüssen und mit ihrem Knoblauch und ihren getrockneten Bohnen und Blumen von Tür zu Tür. Andere hielten ihre Waren auf der Straße feil.

Scherenschleifer und Glaser verkündeten ihre Anwesenheit vor den Häusern. Bauarbeiter klopften und hämmerten und mischten Zement. Und immer war Radiomusik zu hören und jemand, der sang.

Überall waren Kinder. Schöne schwarzhaarige, braun-äugige Kinder. Frischgeschrubbt rannten sie morgens auf dem Weg zur Schule die steilen Straßen hinunter. Nachmittags veranstalteten sie im Park Stierkampfübungen. Und der Klang der Kirchenglocken war allgegenwärtig.

Eines Abends besuchten wir auf dem Zócalo, dem größ-

ten Platz, ein Konzert mit klassischer Musik. Die Orchestermusiker erschienen und setzten sich.

Der Dirigent ordnete seine Notenblätter auf einem Notenständer.

Der Zócalo von San Miguel ist nicht groß. Zwei Mariachikapellen spielten bereits, eine lauter als die andere. Der Zeremonienmeister trat ans Mikrofon, um das Orchester anzukündigen. Die Mariachikapellen spielten weiter. Die Stimme des Zeremonienmeisters war nicht zu hören. Es sah aus, als würde er nur die Lippen bewegen.

Der Dirigent verbeugte sich und eröffnete das Konzert. Die fünfundzwanzig Musiker spielten um ihr Leben. Die Mariachikapellen ebenfalls. Der Lärm war entsetzlich. Eine ohrenbetäubende, chaotische Kakophonie. »Wann hören die Mariachikapellen endlich auf?« rief ich meinem Mann zu. »Wenn sie fertig sind, nehme ich an«, sagte er. Niemand schien sich daran zu stören. Alle lächelten. Bis auf mich. Mir kam alles so fremd vor. Die Leute lächelten, wenn man sie ansah. Alle waren fröhlich. Zu fröhlich. Mir war elend zumute. So viel Fröhlichkeit deprimierte mich. »Warum sind sie so glücklich?« fragte ich meinen Mann. Er schwieg. »Es muß etwas Genetisches sein«, sagte ich. »Du würdest nie erleben, daß Juden in Gruppen herumstehen und so glücklich aussehen.«

Ich versuchte mich anzupassen. Dennoch kam ich mir befremdlich fehl am Platz vor. Wenn ich das Haus verließ, war mir, als hörte ich die Leute Polnisch sprechen. Von den unterschiedlichsten Leuten, denen ich auf der Straße begegnete, schnappte ich polnische Wörter und Satzketten auf. Ich war davon überzeugt, daß zwei Frauen vor einem Friseurgeschäft an der Calle San Pedro sich auf polnisch unterhielten. »Allzu viele Polen kann es in diesem Bergdorf nicht geben«, sagte ich zu meinem Mann. »Wahrscheinlich gar keine«, antwortete er.

»Der Mann da drüben hat eben *terraz* gesagt«, sagte ich und deutete auf jemanden, der an einem Stand am Straßenrand Zwiebeln kaufte. »*Terraz* heißt auf polnisch *jetzt*.« – »*Terraza* heißt auf spanisch *Terrasse*«, sagte ein Mann, der neben meinem Mann stand. Ich kam mir sehr dumm vor. Ich bemühte mich nach Kräften, mich an den Lärm und die Farben und die Sprache zu gewöhnen. Zum Geräusch der Kirchenglocken, des Klopfens und Hämmerns und Singens und zu den spanisch-polnischen Lautschnipseln zu arbeiten.

Eines Tages schrieb ich an einem Kapitel, in dem eine zweiundvierzigjährige New Yorkerin am Flughafen von Warschau auf ihren Vater wartet, der aus Australien kommt. Mitten in einem Absatz, in dem Ruth Rothwax, meine alleinstehende, kinderlose, zweiundvierzigjährige New Yorkerin, sich darüber Gedanken macht, warum andere Leute es nötig finden, Kinder zu haben, wurde ich unterbrochen. Unterbrochen wurde ich durch das Plärren und Kreischen kleiner Kinder. Das Plärren und Kreischen wurde immer lauter. Und immer unüberhörbarer. Der Lärm kam aus der Nähe des Hintereingangs unseres Hauses. Offenbar ein Gruppenspiel. Ich fragte mich, ob ich die Kinder dazu überreden könnte, woanders spielen zu gehen.

Ich legte die Blätter, die sich auf meinem Schoß stapelten, auf einen Stuhl und ging nach draußen. Ich rätselte, warum diese Kinder nicht in der Schule waren; das Geschrei wurde noch lauter. Es war später Vormittag. An einem Wochentag. Sie hätten in der Schule sein müssen.

Ich überlegte, wie ich meine Bitte ausdrücken sollte. Wie ich ihnen meinen Wunsch klarmachen sollte. Ich öffnete die Tür im Zaun. Und trat mit klopfendem Herzen einen Schritt zurück. Vor mir befand sich ein riesengroßes Schwein. Eine riesige schwarz- und graugefleckte Muttersau mit elf rosa, schwarzen und grauen Ferkeln.

Ich war wie vom Donner gerührt. Noch nie hatte ich ein Schwein aus solcher Nähe gesehen. Ich fürchtete mich ein bißchen. Die Sau war entsetzlich groß. Die Hälfte der Ferkel klebte an ihr, gierig saugend. Die anderen balgten sich um eine Zitze oder versuchten ihren Platz an der zu behaupten, die sie gefunden hatten. Und sie quiekten um die Wette.

Ich stand da und starrte sie an. Keines der Schweine interessierte sich für mich. Sie purzelten übereinander, schoben und drängelten und saugten. Sie saugten so kräftig, daß es mir vorkam, als müßten sie sich geradewegs bis in Herz und Lungen der Muttersau saugen.

Die Sau lag auf der Seite. Sie wirkte überfordert. Sie hatte den Gesichtsausdruck aller Mütter: den der Erschöpfung. Und der Resignation. Plötzlich empfand ich Solidarität mit der Sau. Sie tat mir leid. Ich hätte ihr gerne erklärt, daß ich auch Mutter bin. Und daß ich weiß, wie sie fühlt.

Ich nickte ihr mitfühlend zu. Zu spät. Sie war eingeschlafen. Sie schnarchte. Die Ferkel quiekten und kreischten noch immer. Und Schweine zu stören ist nicht meine Art. Ich mag sie tatsächlich. Ich habe schon große Schweine erlebt, kleine Schweine, gefleckte und gescheckte Schweine und sogar ein Albinoschwein.

Wir befinden uns am Ortsrand von San Miguel de Allende. In wenigen Minuten werden wir angekommen sein. Ich bin aufgeregt. Es ist mein dritter Besuch. Ich habe begonnen, die Stadt zu lieben. Ich freue mich auf das morgendliche Joggen im Juárez-Park. Darauf, in der Bäckerei mit der blauen Tür, auch als La Colmena Panaderia bekannt, Brötchen zum Lunch zu kaufen. Ich freue mich auf mexikanische Getreidekleie. Sie ist dunkelbraun und schmeckt köstlich. Sie ist fester und körniger als amerikanische oder australische Getreidekleie.

Ich weiß, daß ich meinen fettfreien Joghurt bei Remos

kaufen kann, in dem Käseladen an der Calle Codo. Er ist hausgemacht. Dort gibt es auch den besten Ricotta, den ich je gegessen habe. Er gilt als fettfrei. »*Sin grasa*«, sagt die Verkäuferin jedesmal zu mir, wenn ich welchen kaufe.

Auf dem Markt kaufe ich Mangos, Papayas, Ananas, Guaven und Passionsfrüchte. Mit meiner Freundin Elizabeth Montes, einer Fitneßtrainerin, die mit ihrem mexikanischen Ehemann in San Miguel wohnt, kann ich im Fitneßstudio trainieren. Höchstwahrscheinlich wären wir die zwei einzigen Frauen, die das Fitneßstudio aufsuchen.

Ich bin sehr glücklich. Froh, daß ich hier bin. Mein Kopf ist schon viel klarer. Ich bin mir schon viel klarer über das Personal meines Romans und sein Tun. Ich sehe den Mann an, mit dem ich zusammenlebe. Er strahlt.

Das Taxi, das wir am Busbahnhof erwischte haben, fährt in die Huertas ein. An dieser Straße liegt das Haus, das wir gemietet haben. Die Straße ist so steil, daß der Wagen sich ruckend abmüht. Wir haben ein bescheidenes Haus mit drei Schlafzimmern gemietet. Zu dem Haus gehört ein Hausmädchen. Das gilt für die meisten Häuser hier.

Ich hatte bereits eine Reihe umständlicher Verhandlungen zu diesem Themenkomplex mit der Hausbesitzerin. Ich hatte sie gefragt, ob das Hausmädchen, das in dem Haus für uns gekocht hatte, in dem wir bei unserem ersten Besuch wohnten, auch in ihrem Haus für uns kochen könne. Und hinzugefügt, daß ich ihr eigenes Hausmädchen nicht kränken wolle.

Die Besitzerin des Hauses, die nicht in San Miguel lebt, hatte gesagt, das müsse sie mit dem Hausmädchen besprechen und sie könne sich durchaus vorstellen, daß so etwas ihrem Hausmädchen nicht passe. Ich hatte gesagt, ich würde sie wieder anrufen.

Als ich wieder anrief, erklärte mir die Hausbesitzerin fröhlich, daß Lupe, ihr Mädchen, sich nicht im geringsten

daran störe, daß ein anderes Mädchen koche. Offenbar hatte Lupe gesagt, sie sei eine fürchterliche Köchin und habe nichts dagegen, daß Lucrecia, unser früheres Hausmädchen, diesen Teil des Haushalts übernehmen werde.

Aber eine Bedingung hatte Lupe. Sie bestand darauf, daß die andere nicht putzen dürfe. Ich sagte, das wolle ich Lucrecia ausrichten. Ich rief Elizabeth an. »Liz«, sagte ich, »kannst du Lucrecia anrufen und ihr sagen, daß Lupe einverstanden ist, wenn sie bei uns kocht, aber daß sie nicht putzen darf?«

»Kann Lucrecia nach dem Kochen in der Küche aufräumen?« fragte Liz. »Keine Ahnung«, sagte ich. Angestellte zu dirigieren überforderte mich allmählich. Ich empfand leises Mitgefühl mit den Rockefellers und den Rothschilds. »Kannst du Lupe anrufen und das mit ihr klären?« bat ich Liz. »In Ordnung«, sagte sie. »Und danach rufe ich Lucrecia an und erkläre ihr alles.« – »Ich danke dir«, sagte ich.

Wir hielten vor Nummer Vierundfünfzig an. Ich erkannte das Haus wieder, das wir auf Fotos gesehen hatten. Es war ein bezauberndes Haus. Es war in gedämpftem Hellrot gestrichen, mit blaßrosa Fensterrahmen und Fensterläden. Vor dem Haus parkte ein dunkelbrauner alter VW. Ein perfektes Bild.

Der alte VW-Käfer wird in Mexiko noch heute gebaut. Alle alten und neuen alten VWs, die in San Miguel herumknattern, sind in den entzückendsten Farben lackiert. Sie sehen aus, als wären sie eigens entworfen, um zu den Häusern und dem Kopfsteinpflaster und den Eseln und Schweinen zu passen.

Beide Hausmädchen erwarteten uns. Lupe war eine große, schöne junge Frau mit breitem Lächeln. Sie stand auf den Eingangsstufen und lächelte ununterbrochen. Neben Lupe stand die schüchterne Lucrecia. Ich hatte ganz vergessen, wie still und bescheiden Lucrecia war. In dem